

Kultur neu denken

Zukunftsfähige Gesellschaft, aber wie?

Der Ursprung unseres Wortes cultura liegt im Ackerbau. In römischer Zeit bedeutete colere, das Verb dazu, zum einen „bebauen“, zum anderen aber auch „pflegen“ und „ehren“. Kultur mithin meint ein „Gedeihenlassen“, das auf einer Balance zwischen nutzen und bewahren oder verfügen und verehren beruht.

Im Verlauf der europäischen Geschichte sind das Nutzen und das Pflegen immer weiter auseinander gedriftet; nicht nur im Landbau, sondern auf allen Feldern des Lebens und Arbeitens. Und es kam – besonders ab dem Beginn der Industriemoderne – zu einer immer stärkeren Vorherrschaft des Nutzens und Produzierens. So haben wir schließlich heute, wie der Philosoph Gernot Böhme erklärt, eine hoch entwickelte technische Zivilisation, aber keine wirkliche Kultur. Denn dieser Zivilisation fehlt genau das, was Kultur ausmacht: die Balance zwischen handhaben und schonen und damit das Leben steigernde Ineinander der schöpferischen Kräfte von Mensch und Natur.

Mehr noch: Nicht nur die Balance zwischen nutzen und pflegen ist verloren gegangen, sondern inzwischen auch weithin das zu Pflegende selbst. Um im Bild dessen zu bleiben, was Kultur ursprünglich meinte: Der Acker, der bebaut, aber auch gepflegt und geehrt werden sollte, existiert vielerorts schlicht nicht mehr. Der Humus, jene dünne Schicht fruchtbaren Erdanteils, ist heute in weiten Regionen der Welt verodet, versäuert, mit Schadstoffen vergiftet, verkarstet, versandet, versalzen – erodiert. Und das gilt nicht minder für den Humus auf dem Feld des Sozialen.

Wie aber will man den ökologischen und sozialen Humus als Voraussetzung allen Wachsens und Gedeihens dann noch pflegen? Genügt es noch, Balancen zwischen nutzen und pflegen herstellen zu wollen, wenn das zu Pflegende bereits erloschen, aus-

gerottet, vernichtet ist? Offenbar wird, wenn es in der globalen Todeszone Kultur im Sinne von cultura überhaupt noch geben soll, nun etwas Neues angestrebt.

Müsste nicht im Horizont der Nachhaltigkeit Kultur schaffen zu allererst heißen, dort, wo der Humus zer-

stoben und das Gewebe des Lebens zerrüttet ist, wo alles verloren und bereits „zu spät“ scheint, erst wieder die Voraussetzungen zu schaffen, damit neuer Humus sich bilden kann?

Das umso mehr als „Humus“ etymologisch dieselbe Wurzel hat wie eine andere Wortfamilie, die wir nicht ohne weiteres damit in Zusammenhang bringen: In der einstigen Weltsprache Latein ist humus aufs engste verknüpft mit homo, der Benennung des Menschen als eines „auf der Erde Lebenden, Irdischen“ und mit humanus, was „menschlich“ bedeutet und „menschwürdig“, „menschenfreundlich“ und schließlich auch „fein gebildet“.

Von dieser Warte aus zeigt sich, wie das, was in der Industriemoderne mit dem Humus geschah, ebenso dem Humanen widerfuhr und widerfährt. Beider Schicksal ist untrennbar ineinander verwoben.

Knappes Gut Humanität

In der Industriemoderne galt und gilt die Aufmerksamkeit dem technisch Machbaren, dem Objekthaften, dem Greifbaren, Messbaren, Nutzbaren, Kaufbaren, Verkaufbaren. Umfassendes Menschsein passt nicht in solche Raster.

Folglich wird der Mensch in der Industriezivilisation fast nur in seinen kognitiven, rationalen und rationalisierbaren Potenzialen wirklich gefördert. Nur als Funktionsträger und Leistungsträger erlangt er volle Anerkennung. Seine Defizite werden, so das Projekt der Moderne, durch technische Effizienz wettge-

Nachhaltigkeit lernen



Offizielles Projekt
der Weltdekade
2009 / 2010

Das Kunstprojekt „Wachsende Skulptur Heiligengeisteschule Lüneburg“, entstand unter Beteiligung der Autorin. Es wurde von der UNESCO als offizielles Projekt der UN-Dekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ ausgezeichnet.

macht. Menschlichkeit hingegen betrachtet man letztendlich als gegeben; als voraussetzbar und unbegrenzt verfügbar – genau so wie die Ressourcen der außermenschlichen Natur.

So machtvoll auch immer die Zivilisation der Moderne sich gebärdet – das Menschenbild, mit dem sie operiert, ist kümmerlich.

Denn das alles Entscheidende ging verloren: Der Zugang zu jener Mitte im Menschen, worin alles Lebendige und Schöpferische zum Bewusstsein seiner selbst zu gelangen sucht. Man kann das die Seele nennen, das Herz oder mit Erich Fromm die „geistige Natur“ des Menschen. Der Anthropozentrismus ist ein schwacher, aber gleichwohl tödlicher Ersatz dafür.

Ein blinder Fleck im Nachhaltigkeitsdiskurs

Doch nicht allein in der industriegesellschaftlichen Werteordnung ist der „Schlüssel zum Wesen des Menschen“ (Carl Friedrich von Weizsäcker) verloren gegangen. Auch im Horizont der Nachhaltigkeit herrscht weithin ein statisches, verkürztes, eindimensionales, schwaches Bild vom Menschen vor.

Viel zu einseitig oft richten sich die Strategien etwa für nachhaltige Mobilität an den Menschen als Mangel- und Bedürfniswesen. Und viel zu wenig sprechen sie ihn in seiner Dimension als Werdender an – in der Fähigkeit, innerlich zu wachsen und sich zu entwickeln. Offenbar verleitet die Erkenntnis, wonach wir selbst Verursacher der ökologischen Krise sind, zu dem Schluss, der Mensch könne nur verderblich für die Natur sein. Wir neigen, so scheint es, immer mehr dazu, die eigene Gattung als eine Art Hautkrankheit der Erde zu betrachten. Das Fehlen eines angemessenen Menschenbildes ist ein fataler blinder Fleck der Bemühungen um Nachhaltigkeit. Und so setzt man auch hier – gar

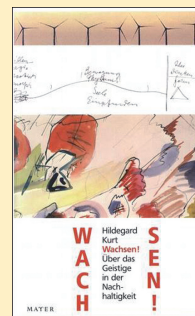
nicht viel anders als in der Industriegesellschaft – insgesamt primär auf technische Lösungen, gepaart mit ordnungspolitischen Maßnahmen.

Wohlgermerkt sind solche Strategien absolut unverzichtbar. Doch wird nun, im begonnenen Jahrhundert der Natur, etwas Entscheidendes hinzu kommen müssen, nämlich eine Neuentdeckung des anthropos. Kann doch die Art von Menschsein, wie wir sie gegenwärtig individuell und gesellschaftlich, ob im Norden oder als Weltgesellschaft leben, kaum das Letzte und Höchste sein, dessen wir fähig sind. Und: Wer anders als der anthropos soll denn den Anthropozentrismus überwinden?

Um wirklich zukunftsfähig zu werden, braucht es ein starkes, emphatisches Verständnis unserer selbst. Natürlich heißt das keineswegs, die Korruptierbarkeit allen Menschseins zu ignorieren. Emphatisch bedeutet vielmehr, an die eigene Entwicklungsfähigkeit zu glauben. Denn wie soll es je eine zukunftsfähige Entwicklung geben können, wenn der Akteur dessen sich nicht selbst in Entwicklung bringt? Bewusst, willentlich! Nie zuvor in der Geschichte dürfte das Geschick der Menschheit so daran geknüpft gewesen sein, dass wir uns selbst individuell und gesellschaftlich in unserem Menschsein weiterentwickeln.

Eine Gesellschaft mit einem zukunftsfähigen Verständnis von Kultur wird daher den Status von Menschenbildung radikal aufwerten. Sie wird die Pflege und Entfaltung von Humanität als ein Prozess, der beim Kleinkind beginnt und niemals endet, zu einem gesellschaftlichen Projekt ersten Ranges erheben.

*Dr. phil. Hildegard Kurt
und. Institut für Kunst, Kultur und
Zukunftsfähigkeit e.V., Berlin,
www.und-institut.de*



Dr. phil. Hildegard Kurt
WACHSEN!

Über das Geistige
in der Nachhaltigkeit

ISBN 978-3-86783-035-5

Verlag J. M. Mayer, Stuttgart, 10
224 Seiten, 31 Abb., 19,80 €

Das neue Buch der Kulturwissenschaftlerin Hildegard Kurt leistet einen Beitrag zur aktuellen Wachstums- und Nachhaltigkeitsdebatte. Primär von der Philosophie und der Kunst, aber auch von der Wissenschaft her erkundet dieses Buch Wege hin zu einem nicht mehr quantitativen, sondern qualitativen Verständnis von Wachstum.



Dr. phil. Hildegard Kurt

Freie Kulturwissenschaftlerin und Autorin mit den Schwerpunkten Kunst und Nachhaltigkeit, ästhetische Bildung, Interkultur und Dialog der Kulturen. Lehrtätigkeit und Vorträge im internationalen Kontext. Diverse Stipendien und Auszeichnungen. Initiatorin von Kultur- und Kunstprojekten. 2004 Mitbegründerin von „und. Institut für Kunst, Kultur und Zukunftsfähigkeit“, dessen Berliner Büro sie seitdem leitet. Seit 2009 auch praktisch auf dem Feld der Sozialen Plastik tätig.